

Hellerthaler Zeitung

Erscheint Samstags.

Verlagsort: Neunkirchen Kreis Siegen.

Druck und Verlag von H. Braun, (Inh. Otto Braun) Neunkirchen Kreis Siegen.

Postfachkonto Köln Nr. 105 824 (H. Braun, Inh. Otto Braun)

Fernsprech-Nr. 207.

Anzeigenpreis

1 mm einseitig 48 mm breit 5 Wfg., Nachsch. lt. Preiskliste.
Beilagen 1000 Stück 9 RM.

Neunkirchen, Samstag den 11. Juli 1936.

44. Jahrgang.

Bezugspreis

1 A. unter Kreuzband 60 A. für den Monat,
wobei die Post 45 A. monatlich ohne Bestellgeld.

Nr. 28.

Die Natur versteht gar keinen Spaß; sie ist immer wahr,
immer ernst, immer streng, sie hat immer recht, und
die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen.
Zob. Peter Estermann.

Wochen-Rundschau.

Jahresfeier in Weimar.

Der 10. Jahrestag fand in Weimar der erste Reichs-
tag der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-
partei statt, kurz nach der Entlassung des Führers aus
Landsberg. Hatten seine Gegner
seiner Bewegung niedergerungen zu
sein, so kam bei diesem ersten Reichsparteitag
nach diesem Parteitag nahm die Bewegung einen
neuen Aufschwung. Der Führer kündigte zum
ersten Mal seine Reden Ideen und Vorfälle entwickelten,
den inneren Wünschen des ehrlichen Mannes
entsprechend, so drangen
daran, dass die Partei nicht zur Verfügung standen.
Der Führer, ist die Frage lebendig ge-
wesen, was man nun denken allen können, die sich
den Kampf aufzunehmen. Schon damals
wurde deutlich, dass dieser heroische Kampf überhaupt
nicht mit materiellen Mitteln entlohnt werden könne.
Die Partei, ist die Gewissheit, es werde
kommen, wo es der Lohn sein werde,
dieser Kampf mitgekämpft.

Die Partei, ist die Gewissheit, es werde
kommen, wo es der Lohn sein werde,
dieser Kampf mitgekämpft.

Die Partei, ist die Gewissheit, es werde
kommen, wo es der Lohn sein werde,
dieser Kampf mitgekämpft.

Die Partei, ist die Gewissheit, es werde
kommen, wo es der Lohn sein werde,
dieser Kampf mitgekämpft.

Die von Seelbach.

24.

3 me de la Douane Paris, le 26. 1. 1908.

de Brossat Freiherr von Zeppenfeld

Monsieur le Maire de Zeppenfeld, Allemagne.

Monsieur le Maire,
Je vous remercie très reconnaissant de me faire savoir si
le Zeppenfeld n'a pas été élevée en seigneurie
vers 1600 à 1750 et pour quel seigneur.

Je vous prie de m'en dire tout les frais que cette
enquête m'a coûtés et de m'en dire tout les remerciements
mes salutations les
plus distinguées.

Le Baron R. de Brossat.

Je vous prie de m'en dire tout les frais que cette
enquête m'a coûtés et de m'en dire tout les remerciements
mes salutations les
plus distinguées.

Je vous prie de m'en dire tout les frais que cette
enquête m'a coûtés et de m'en dire tout les remerciements
mes salutations les
plus distinguées.

Je vous prie de m'en dire tout les frais que cette
enquête m'a coûtés et de m'en dire tout les remerciements
mes salutations les
plus distinguées.

Die Tagung des Völkerbundes in Genf.

welche jetzt beendet worden ist, sollte in der Hauptsache
dem Beschlusse dienen, die Sanktionen gegen Italien auf-
zuheben, die sowieso unwirksam waren und die Aufhebung
ist nun erfolgt, nicht einstimmig. Sie waren auch nicht
einstimmig verhängt worden. Der Vertreter von Mexiko
war gegen die Aufhebung, doch ging er der Abstimmung
aus dem Wege.

Sodann diente die Tagung dazu, dem vom Völker-
bund enttäuschten Regus von Absichten die Möglichkeit
zu geben, von Genf aus an die ganze Welt wegen der
Vergewaltigung durch Italien Protest zu erheben. Dieser
bis jetzt einzigartige Vorgang ist, wenn auch erfolglos,
doch von sinnbildlicher Bedeutung. Wie der Völkerbund
selbst eine Verbrüderung der ganzen Welt und aller
Völker bedeuten soll, so muß auch die ganze Welt auf-
stehen und ein Unrecht verurteilen, wenn ein Starker,
oder mehrere zusammen aufstehen und einen Schwachen
unterdrücken. Seitdem hat es sich erwiesen, daß der Völker-
bund noch nicht als internationaler Gerichtshof funk-
tioniert; immerhin sucht man im Völkerbund dieser Aufgabe
näher zu kommen.

Eine andere Angelegenheit hat gegen Schluß der
Tagung deren ruhigen Verlauf etwas erregt, mehr aber
die Vertreter der Presse, von denen ein gut Teil den
Juden aller Länder angehört. Dies war die

Aussprache über Danzig.

Im Versailler Friedensvertrag ist die gute, deutsche
Stadt Danzig mit ihren 400 000 Einwohnern und 1892
Quadratkilometer Raum, im Süden und Westen an den
polnischen Korridor grenzend, von Deutschland losgelöst
und zum Freistaat gemacht worden und, was viele nicht
wissen, Polen mit seiner politischen Auslandsvertretung
betraut worden. Nun hat sich, seitdem Adolf Hitler unfer
deutscher Führer geworden ist, die Stimmung und Ge-
sinnung des weitaus größten Teiles der deutschen Bevöl-
kerung dem Nationalsozialismus zugewendet und die
Mitglieder der Regierung sind Nationalsozialisten. Der
Völkerbund ist bekanntlich von den im Weltkrieg sieg-
reich gebliebenen Entente-Staaten mit der Überwachung
und Durchführung des Friedensvertrages beauftragt
worden und hat auch das Aufsichtsrecht über die Stadt
Danzig. Der Völkerbund erwählt einen Kommissar, den
zur Hälfte die Stadt Danzig und zur anderen Hälfte der
polnische Staat bezahlen müssen und zwar nicht mit
Danziger oder polnischem Gelde, sondern hochwertig.
Danzig ist durch Abhängigkeit vom deutschen Mutterlande
arm geworden, aber der Völkerbund hat nichts für die
Linderung der Not getan, wohl aber das Deutsche Reich.

Nun ist häufig der deutsche Kreuzer „Königsberg“ im
Danziger Hafen erschienen und hiergegen haben sich an-
scheinend schwerwiegende Bedenken erhoben, die in einer
Völkerbundtagung besprochen werden sollten. Der Vor-
sitzende, Minister Eden aus England, lud den Senats-
präsidenten Greiser von Danzig hierzu ein, wie er hernach
entschuldigend sagte: „Aus Höflichkeit!“ Wie dem auch
sei, Minister Eden hat Greiser Gelegenheit gegeben, vor
dem Völkerbund eine recht ausführliche Rede zu halten,
die nicht von Pappe war. Diese Herren haben einmal die

Wahrheit über Danzig von einem mangelhaften National-
sozialisten zu hören bekommen. Nach dem Inhalt der
Rede versteht der Kommisär Lestor noch nicht mal die
deutsche Sprache und hält es mit der Opposition in
Danzig. Er hat einen die Danziger Regierung belastenden
Bericht an den Völkerbundrat abgehen lassen, ohne der
Danziger Regierung eine Mitteilung davon zu machen.

Wir können leider nur einen kleinen Teil der Rede
hier wiedergeben, aber das wird genügen, den tapferen
Senatspräsidenten Greiser zu kennzeichnen, der dem
Völkerbund und damit der ganzen Welt die Wahrheit
gesagt hat. Greiser sagte:

„Ich habe den vorliegenden Bericht des Kommissars leider
erst jetzt in Genf bei meiner Ankunft zur Kenntnis nehmen können
und muß sagen, daß mein Erschrecken über diesen Bericht noch
größer ist als über den Ratsbeschluss.“

Mit Stolz möchte ich Ihnen und der ganzen Welt in's Ge-
dächtnis zurückrufen, daß wir Nationalsozialisten in Danzig es
gewesen sind, die auf Wunsch unseres Führers Adolf Hitler ohne
jeden Hohen Kommissar und ohne internationale Injanzien in
direkter und freimütiger Aussprache mit Polen die Voraussetzungen
dafür geschaffen haben, daß das Pulver aus dem Pulverfaß
Europas schnell und sicher entfernt werden konnte.“

„Ich kann mich bei dieser Feststellung auf viele Zeugen in
der ganzen Welt berufen, insbesondere aber auch auf zwei Zeu-
gen, die mir am meisten wert sind: Das Zeugnis der deutschen
Reichsregierung und der polnischen Regierung.“

„Notwehr ist das selbstverständliche Recht jedes Menschen,
also auch von Nationalsozialisten. Die Minderheit läuft dann
aber zum Völkerbundkommissar und beschwert sich. Der Kommissar
macht Berichte nach Genf, welche die Regierung nicht einmal kennt,
die aber in der von der Opposition gewünschten Linie verlaufen.“

Die nationalsozialistische Bewegung in Danzig wird ange-
klagt, nur berührt es eigenartig, daß gerade diese Bewegung die
Toten und Schwerverletzten gehabt hat. Meine Herren, ich sehe,
wenn ich die Zeitungen in die Hand nehme, in vielen Staaten
Europas Unruhe, und ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß ich vor
jedem Staatsmann, ganz gleich, welcher politischen Richtung er
angehört, volle Hochachtung habe, wenn er geeignete Mittel und
Wege findet, diese Unruhen in seinem Land zu beseitigen. Ich
habe, meine Herren, auch nichts anderes getan, als daß ich eine
durch die Opposition herbeigeführte beginnende Unruhe in Danzig
im Keim erstickt und mit Mitteln, beseitigt habe, die sogar die
Zustimmung Ihres Kommissars gefunden haben. Ist das vielleicht
Dank und Anständigkeit, daß ich zum Lohn dafür mitten aus
meiner friedlichen Arbeit heraus wieder hierher zitiert werde?
Nein, meine Herren, für solche Methoden eines Völkerbundkom-
missars hat die Danziger Bevölkerung kein Verständnis.

Sie werden ja auch selbst gemerkt haben, wie die Danziger
Öffentlichkeit auf diese Bräuterei reagiert hat. Sie sollten
einmal die unschuldigen Opfer des Terrors einer vom Völker-
bundkommissar bewußt oder unbewußt unterstützten oppositionellen
Minderheit sehen. Ich habe als Frontsoldat des Weltkriegs und
auch als Kämpfer der nationalsozialistischen Idee manchen Toten
und manchen Schwerverletzten gesehen, aber derartig gemein und
roch zusammengepöbelte und zusammengepöbelte und niederge-
schlagene Opfer dieser verbrecherischen Minderheit habe ich nicht
für möglich gehalten. Ich wünschte, meine Herren, diese deutschen
Opfer würden hier vor Ihnen vor dem Raistisch. Sie wurden
dann mit eigenen Augen sehen, daß die von Ihrem Vertreter
geduldete Kampfweise der Opposition keinen Beitrag zum Frieden
und zur Verständigung liefert, sondern eher belastend wirkt. Durch
die Taktik Ihres Kommissars, meine Herren, ist ganz von
selbst eine Einstellung gegen diesen Mann entstanden, eine Ein-
stellung, an der nicht die Danziger Regierung schuld ist, sondern
einzig und allein der Mann, der die Mentalität der deutschen
Danziger Bevölkerung nicht begreift, zumal er nicht einmal ihre
Sprache kennt.

Wenn Sie nicht glauben, daß das, was ich Ihnen eben als
Danziger offen und ehrlich ins Gesicht gesagt habe, wahr ist, so
bin ich bereit, Ihnen den realen Beweis für meine Behauptungen

Der Text auf einer Karte vom 14. August 1908 lautet:

„Ich kehre zurück von meinem Landhaus und finde Ihren
liebenswürdigen Brief. Tausend Dank für die drei Karten und
die Auskünfte, die Sie mir zu schicken die Lebenswürdigkeit
hatten. Ich werde nur vorübergehend in Paris und ich reise
wieder für einige Zeit ab, bei meiner Rückkehr wird es mir ein
Bergnügen sein, Ihnen la copie du blazon, die ich Ihnen ver-
sprochen habe, zu senden. (Es handelt sich dabei anscheinend um
die Kopie eines Wappens.)“

Diese Wappenbilder sind dann auch in den Besitz des Herrn
Weller gelangt und der Baron schreibt dazu in dem letzten Briefe
der Sammlung vom 26. Dezember 1908:

„Diese Wappen sind nach alten Dokumenten reproduziert
und die Fehler der Farbe in diesem Zeitraum beachtet worden.
Ich bin sehr glücklich, Ihnen in diesem Falle angenehm zu sein.
Sie sind immer so freundlich mit mir gewesen. Empfangen Sie,
mein Herr, meine besten Wünsche zum neuen Jahre, ebenso meine
herzlichsten Grüße.“

de Brossat Baron de Zeppenfeld.

Diesem Briefe war am 14. 11. 1908 ein anderer voraus-
gegangen, welcher mit menschlich edlem Empfinden auf ein großes
Unglück auf einer Kohlenzeche bei Hamm in Westfalen Bezug
nimmt. Der Brief folgt hier:

Mein Herr!

Ich habe mit viel Kummer von dem Unglück in der Zeche
bei Hamm in Westfalen erfahren, nehmen Sie mein aufrichtiges
Beileid entgegen. Ich würde Ihnen für die Mitteilung von
Einzelheiten über dieses Unglück dankbar sein, hoffentlich haben
Sie in Zeppenfeld nichts zu betrauern. Seien Sie wohl überzeugt,
mein Herr, daß ich mit dem Herzen bei Ihnen bin, um Ihren
Schmerz zu teilen.

Empfangen Sie meine besten Grüße

Der Baron von Zeppenfeld.

Den Briefen beigefügt ist eine Ahnentafel, die beginnt
mit Christian von Seelbach genannt Quadafel (tot 1492).
B. Catharina Gottfrieds v. Hazfeld von Erfortshausen
Tochter. Gildrecht (gnt. quad.), tot 1492. Anna Catha-

*) Die Ahnentafel ist bezüglich der Daten unvollständig.

Ein Blick trug
Blick Absicht war
in ihrer Tischge-
abgestiegen war
alle anderen an
an diesem Tag
schmerzen pein-
achte sie, als si-
trat. Zwar reg-
Daher beschloß
lebigen, um den
Ein ungefü-
sie in eines der
Weihnäch-

„Herzen im Kampf“

Roman von Hans Sanden.
Verleger: Drei Quellen-Verlag, Königsbrunn (Bez. Dresden).

Am nächsten Tage kam Hanna Sturm ärgerlich auf die Redaktion. Marlene sah wieder an der Schreibmaschine. So früh hatte sie Hanna noch nicht zurückwartet, und er- staunt blickte sie auf, als sie ein paar zusammengeballte Handtücher auf den Schreibtisch flogen sah.

„Was ist mir noch nicht vorgekommen.“ Hanna Sturm war ganz aus dem Gleichgewicht gekommen. „Diese Amerikanerin denkt scheinbar, sich alles mit uns erlauben zu können. Heute früh um 10 Uhr hatte der amerikanische Gelangstar die ganze Presse zum Empfang ins „Adlon“ be- rufen. Ich gebe ja zu, daß sie die größte Sängerin ist, die wir haben. Aber etwas lebenswürdiger hätte sie doch wohl sein können. Stellen Sie sich vor, daß sie plötzlich den Sekretär, mit dem sie reist, heruntergeschickt und uns er- klären ließ, man habe sie zum Singen engagiert, aber nicht um Interviews zu geben. Wenn wir etwas über ihre Lauf- bahn wissen wollten, so ließe sie uns bitten, doch einfach in den hiesigen Redaktionen der amerikanischen Zeitungen an- zufragen. Dort würden wir mehr über sie erfahren, als sie selbst über sich wüßte. Selbstverständlich haben wir alle daraufhin einmütig erklärt, überhaupt nichts bringen zu wollen. Aber eine Blamage ist es doch und ein Jammerbahn hinter sich, die es geben kann. Sie soll als Lauf- mädchen bei einem amerikanischen Schneider angefangen haben und durch Caruso entdeckt worden sein. Außerdem soll sie sich irgendwo draußen in einem Villenvorort Neu- norts ein Haus eingerichtet haben, gegen das ein Ma- harradschpalais ärmlich sein soll. Wenn es gelingt, ein persönliches Interview zu bekommen, der könnte sich gra- tuieren!“

Ein Blick traf Marlene. Marlene wußte nicht, ob dieser Blick Absicht war oder Zufall. Jedenfalls trieb er sie dazu, in ihrer Tischzeit das Hotel aufzusuchen, in dem Do Kinley abgestiegen war. Selbstverständlich wies man sie ab, wie alle anderen auch. Mit sich selbst unzufrieden, erledigte sie an diesem Tage ihre Redaktionsarbeiten. Starke Kopf- schmerzen peinigten sie. „Die frische Luft wird mir gut tun“, trat. Zwar regnete es, aber sie hatte einen Schirm bei sich. Daher beschloß sie, noch einen Weg für Hanna Sturm zu er- ledigen, um den diese sie dringend gebeten hatte.

Ein ungefähr dreiviertelstündiger Spaziergang brachte sie in eines der Arbeiterviertel. Hier wohnte eine arme Weißnäherin. Bei ihr war ein Paketchen abzuholen, auf

das Hanna schon lange wartete.

Schnell war der Auftrag erledigt, und Marlene begab sich zufrieden auf den Heimweg. An einer Straßenecke mußte sie warten, bis der Übergang frei war. Dabei hörte sie eine lebhaft Auseinandersetzung zwischen einem Polizei- beamten und einer erregt sprechenden, sehr elegant ge- kleideten Dame, die dem jungen Mädchen in dieser Gegend sofort auffiel. Die Verständigung war fast unmöglich, denn der Polizist sprach ebenso wenig englisch, wie die immer auf- geregt werdende Fremde deutsch. Sofort mißte sich Mar- lene gewandt in die Unterhaltung. In fließendem Englisch hatte sie bald herausgefunden, was die Ausländerin wollte. Sie war völlig fremd in Berlin, wie sie Marlene erklärte, und, um die Stadt kennenzulernen, hatte sie bereits vor Stunden ihr Hotel verlassen; ohne nach der Richtung zu fragen, war sie ziellos weitergegangen. Auf diese Weise kam sie in die abgelegene Gegend, und als sie sich ein Auto nehmen wollte, um zurückzufahren, stellte sie zu ihrem Ent- setzen fest, daß sie ohne einen Pfennig Geld aus dem Hotel gegangen war. Vergeblich hatte ihr der Schutzmann, den sie ansprach, klarzumachen versucht, daß erst einige Straßenviertel weiter ein Autohof wäre. Sie begriff nicht, daß sogar das Vorzeigen ihrer Visitenkarte bei dem Beamten nichts genützt hatte. Sie hatte geglaubt, er würde ihr ein Taxi herbeiholen.

„In Amerika every child knows me“, fügte sie entrüstet hinzu und reichte Marlene gleichfalls ihre Karte. Marlene verpackte sie in ihre Tasche, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Dann erbot sie sich, die Fremde nach Hause zu bringen. Sie überlegte einen Augenblick, ob sie die Unbe- kannte zu einem Auto führen sollte. Aber wie, wenn diese die Geschichte mit dem vergessenen Gelde nur erfunden hätte? Vielleicht war sie gar nicht im Besitz von Mitteln, um ein Auto zu bezahlen? Marlene selbst war viel zu spar- sam, um aufs Geratewohl eine so große Fahrsumme zu riskieren.

„Wo wohnen Sie, Miß?“ fragte sie. Und als sie hörte, daß die Fremde in einem Hotel Unter den Linden abge- stiegen war, schlug sie vor:

„Vielleicht nehmen wir einen Autobus hier an der Ecke, wir kommen damit fast ebenso schnell Unter die Linden.“ Die Fremde war einverstanden.

„Man sieht auf diese Weise viel mehr von den Men- schen“, meinte sie und kletterte gewandt vor Marlene auf das Oberdeck des Busses. In dem Rattern des Gefährtes war eine Unterhaltung nur schwer möglich. Marlene er- fuhr nur soviel, daß die Fremde sich für einige Zeit aus privaten Gründen in der deutschen Hauptstadt aufhalten wollte. Gar zu gern hätte Marlene gewußt, wen sie da eigentlich beschloß. Aber ihr Takt verbot ihr, in Gegenwart der Fremden die Karte vorzuholen. An der Ecke der Straße Unter den Linden hielt der Buß, und die Fremde sagte:

„Hier ist mein Hotel. Ich danke Ihnen vielmals, Miß. Wollen Sie morgen nachmittag um 5 Uhr den Tee bei mir nehmen? Dann kann ich Ihnen auch das Fahrgeld wieder- geben.“

Marlene sagte zu und sah die Fremde leichtfüßig über die Straße gehen.

Aber sie konnte nicht erkennen, in welches Hotel sie hineinging. Denn ein Menschenstrom drängte sich zwischen die schlanke Gestalt und Marlenes Blick. Da kam auch gerade der Buß, der sie zur Redaktion zurückbringen sollte. Mar- lene sah erschreckt auf ihre kleine Uhr. Dieses Zusammen- treffen hatte sie eine schöne Zeit gestiftet. Sie hätte bereits eine halbe Stunde wieder in der Redaktion sein müssen. Hanna Sturm würde schon warten.

Hanna Sturm sah etwas ärgerlich auf, als Marlene jetzt ins Zimmer kam. Aber Marlene ließ sie nicht zu Worte kommen:

„Bitte, bitte, schelten Sie nicht. Ich erzähle Ihnen alles später. Jetzt sehen Sie einmal.“

Sie zog eine Visitenkarte aus ihrer Tasche und legte sie vor Hanna Sturm hin.

„Menschenkind“, sagte diese nach einem Blick auf die Karte entgeistert, „woher haben Sie die?“

„Die hat mir Do Kinley selbst gegeben“, sagte Marlene. Sie war selber ganz aufgeregt.

„Ihnen? Die Kinley? Nach der wir andern uns die Hacken abgelaufen haben? Erzählen Sie. Was hat sie Ihnen gesagt? Bringen Sie ein Interview mit ihr?“

Marlene sank auf den nächsten Stuhl.

„O Gott, ich habe mir ja die Karte erst angesehen, als die Kinley schon wieder im Hotel war. Da habe ich eine schöne Dummheit gemacht. Was soll ich jetzt tun?“

„Das Veräumte nachholen, wenn es noch möglich ist. Aber wer weiß, ob sich die Kinley sprechen läßt.“

Da sagte Marlene ganz zaghaft:

„Aber sie hat mich ja für morg um 5 Uhr einge- laden ...“

„Da fragt sie auch noch“, sagte Hanna Sturm mit einem Blick zum Himmel. „Selbstverständlich gehen Sie morgen zum Tee, und ebenso selbstverständlich werden Sie durch diesen unglaublichen Zufall die einzige sein, die etwas Persönliches über Do Kinley bringt. Auf jeden Fall empfehle ich Ihnen, auf der Redaktion nichts zu erzählen, wie Sie mit der Sängerin zusammenkamen. Ein großes Extra- honorar ist Ihnen sicher. Vielleicht kann dieser sensationelle Zufall Ihre Stellung wesentlich heben, wenn Sie geschickt darüber zu berichten verstehen.“

Mein erstes Interview“, dachte Marlene am nächsten Tage zitternd vor Aufregung, als sie ihre Karte, mit einigen kurzen Worten an Do Kinley, in der Empfangs- halle abgegeben hatte und darauf wartete, empfangen zu

werden. Sie beobachtete, wie Pressephotographen, die die große Sängerin gern aufnehmen wollten, abgewiesen wurden. So kam es, daß neugierige Augen ihr nachsahen, als gerufen wurde: „Fräulein Hall von der Zeit, Frau Kinley läßt bitten!“ Ein besonders eifriger Photograph begleitete sie sogar zur Etage hinauf und bat sie dringend, ihm doch ein Photo zu ermöglichen. „Wenn Sie sich gedulden wollen, will ich es versuchen“, gab sie zur Antwort. „Aber nur unter einer Bedingung — Sie dürfen Ihre Aufnahme keiner anderen Berliner Zeitung zur Verfügung stellen als der „Zeit“. Was sie in der Provinz unternehmen, ist mir egal.“ Er ließ sich auf einen Stuhl in der Nähe des Appartements der Diva nieder. Marlene pochte an die Zimmertür, die sofort geöffnet wurde. Ein Herr stand vor ihr, der sie erst in gebrochenem Deutsch nach Namen und Begehr fragte. Als er hörte, wer sie sei, klärte sich seine Miene sichtlich auf. Eine Viertelstunde später sah die junge Redaktionsvolontärin klopfenden Herzens der Berühmtheit am Teetisch gegenüber, die sich nur wenig von ihrem Ruhm amerten ließ. Do Kinley bediente Marlene auf das sorgfältigste und lachte und scherzte mit ihr wie mit einer alten Bekannten. Nach dem Imbiß brachte Marlene, die vor Aufregung kaum ein Wort herausbringen konnte, ihre Bitte vor. „Aber natürlich, kleine girl, soll Ihre Bitte erfüllt werden“, lachte die Sängerin. „Eine Liebe ist der anderen wert.“

„Selridge“, wandte sie sich an den jungen Mann, „suchen Sie aus dem Notentoffer die unveröffentlichten Bilder von Haus Mermaid hervor. Sie müssen nämlich wissen, wir wohnen am Wasser, daher der poetische Name. Und wenn Sie mich gern photographiert haben möchten, lassen Sie den Mann ruhig hereinkommen. Junge Menschen zu fördern, hat mir immer Freude gemacht. Ich denke dann immer an die Zeit, wo ich noch nichts war und schwer zu kämpfen hatte.“

„Nein, keine Soloaufnahme“, widersprach sie dem hereinstürzenden Kameramann, der sie in geläufigem Englisch begrüßte. „Hier, mit der Miß zusammen, können Sie mich aufnehmen, und nur für das Blatt, das die junge Lady vertritt. Haben Sie verstanden? Der Verdienst ist natürlich für Sie beide“, fügte sie gnädig hinzu. „Hier haben Sie meine Unterschrift, bringen Sie diese mit auf dem Photo an.“ Mit großen Buchstaben schrieb sie auf eine Karte, die der Sekretär ihr reichte: „Do Kinley mit der deutschen Reporterin Hilde Hall.“

Als Marlene eine Stunde später die gastfreundliche Frau verließ, leistete sie sich in ihrer Freude ein Auto. Eine Anzahl noch unveröffentlichter Bilder der Sängerin und ihres Heims barg Marlenes Handtasche, und auf einem Notizblock war die Lebensgeschichte der großen Amerikanerin aufgezeichnet, wie sie bisher noch nie veröffentlicht worden war. Für den kleinen Dienst als Fremdenführerin, den das junge Mädchen ihr erwiesen hatte, schien es beinahe zu viel des Dankes zu sein. Auf der Treppe rief Do Kinley ihr noch nach: „Zu meinem ersten Auftreten holen Sie sich von mir

Eintrittskarten, und denken Sie an mich, wenn eine amerikanische Zeitung um Ihre Mitarbeit bittet. Auf jeden Fall erwarte ich Sie vor meiner Abreise nochmals hier zum Tee. Und wenn es Ihnen Spaß macht, bringen Sie Miß Sturm mit. Für Menschen mit besonderen Berufen habe ich immer etwas übrig gehabt. Und eine Frau, die als Reporterin tätig ist, imponiert mir immer wieder.“ Als sie in ihr Zimmer zurücktrat, wandte sich Do Kinley an den Sekretär: „Selridge, denken Sie daran, die junge Lady nochmals zu einem Besuch aufzufordern. Und notieren Sie weiter, daß ich sie an „New York News“ empfehlen will. Wozu ist Mister Kinley denn dort Chefredakteur?“

Die Redaktion der „Zeit“ hatte ihre große Sensation. Hilde Hall, das Nestkücken, brachte das große Interview mit Do Kinley, dem exzentrischen unnahbaren Gesangsstar. Hanna Sturm sagte lachend zu dem Chefredakteur Christians, sie käme sich vor wie ein Zirkusdirektor, der sein bestes Paradeppferd vorführe.

„Und Sie sind wirklich kein bißchen eifersüchtig, Stürmchen, daß so einer Novize etwas gelungen, was selbst Sie nicht geschafft haben?“

Hanna Sturm sah ihn groß an: „Ich kenne nur das Interesse unserer Zeitung, Chef. Wer diesem Interesse am besten dient, ist ganz gleich. Außerdem fällt ein Schein des Ruhmes“, dies sagte sie etwas überlegen spöttisch, „ja auch auf mich. Ohne mich hätten Sie Hilde Hall nicht hier.“

Marlene selbst war über die allgemeine Anerkennung eher erschrocken als beglückt. Sie konnte ja schließlich nichts dafür, daß der Zufall ihr so zu Hilfe gekommen. Aber wenn Hanna Sturm mit ihr zufrieden war, dann war alles gut und schön. Vor allem war sie über eins glücklich: daß sie Hanna endlich auch einmal gefällig sein konnte.

Die Einladung Do Kinleys zum Tee hatte ja nicht nur für sie selbst, sondern auch für Hanna mit gegolten. Marlene war geradezu selig, als sie in dem behaglichen Wohnsalon des Hotels Hanna Sturm mit Do Kinley bekannt machen konnte. Es wurde die entzückendste Plauderstunde, die sie sich denken konnte. Zum erstenmal sah sie Hanna als Journalistin. Mit Bewunderung und stiller Beschämung stellte sie fest, wie Hanna, ganz Dame, scheinbar absichtslos aus Do Kinley vieles herauslockte, was sie selbst in ihrem Interview doch noch nicht gebracht hatte. Aus diesem Gespräch, das Do Kinley immer interessierter führte, erstand für Marlene ein ganz umfassendes Bild von der Persönlichkeit der großen Sängerin. Sie erkannte, wie schwierig doch ein gutes Interview wäre. Hanna Sturm war auch darin ein unerreichtes Vorbild.

Zum Schluß der Unterhaltung kam das Gespräch auch noch auf die Wohltätigkeit in Amerika. Do Kinley hatte vor kurzem erst ein Krankenhaus für kleine Artistenfürer gestiftet. Dann sprang das Gespräch über auf die wissenschaftlichen Ergründungen in Deutschland und Amerika.

„Der wissenschaftliche Austausch zwischen den Ländern“, meinte die Sängerin, „scheint mir beinahe wertvoller als der künstlerische. Da soll ja jetzt ein deutsches Ärzte Aufsehen erregende Vorträge am Carnegie Institut halten. Ein Geheimrat Schrombeck. Ich habe in der Zeitung meines Mannes gelesen. Kennen Sie ihn leicht, Miß Sturm?“

„Flüchtig.“

Marlene bemerkte mit Erstaunen, daß Hanna plötzlich rot geworden war. Also kannte auch Hanna Schrombeck? Der sie selbst gerettet hatte? Aber Hanna lenkte eigenwillig schnell das Gespräch wieder ab. Als Do Kinley dann erzählte, daß man von einer Verlobung Schrombecks mit Stanford, der einzigen Erbin eines amerikanischen bahngewaltigen, spräche, verstummte Hanna vollends. Sie blieb auch auf der Rückfahrt vom Hotel Adlon hinaus in hübsches Landhaus merkwürdig einsilbig. Marlene war von dem Besuch bei der Sängerin noch so erfüllt, daß sie Hannas Schweigselamkeit nicht bewußt bemerkte.

Hanna konnte jedoch ihre Gedanken von dem letzten Gespräch über Schrombeck nicht losreißen. Also wollte sie sich endgültig entscheiden, sein Junggefellensleben anzugehen! Er war also doch über die Beziehung zu ihr völlig hinweg.

„Gott sei Dank“, dachte sie, „das wäre ja auch schon haß, wenn er diese Sache nicht hätte überwinden können. Ich habe sie ja sogar überwunden — und dabei bin ich noch eine Frau.“ Warum nur ihr Herz so schwer schlug, war geradezu wie ein feiner Stich gewesen, als sie von Miß Stanford in Verbindung mit Schrombeck gehöret hatte. Miß Stanford vor zwei Wintern in Lure getroffen. Sie entsann sich genau dieser typischen Amerikanerin aus den Kreisen der upper ten; übergroß, schlank, „wie ein überzüchtetes Windspiel“, hatte Hanna damals bei sich festgestellt. Sehr schön und ebenso lässig, sehr selbstbewußt. So selbstbewußt, wie man mit millionenschweren Vater im Hintergrunde sein konnte, man das Leben ausschließlich als vom Gelde abhängend ansah.

Und ein solcher Mensch sollte die Frau Schrombeck werden? Hanna hatte zwar kein Recht dazu — denn machte dieser Gedanke sie bitter. Also machte Schrombeck auch schon den Tanz um das goldene Kalb mit? Denn auf die Dauer diese hundertprozentige amerikanische Schönheit ihm auch seelisch etwas geben konnte, war unumgänglich. Außerdem würde sie sich ihm noch viel weniger fügen als andere Frauen. Aber er mußte ja wissen, was er tat. Selbst hat es ja auch gewußt damals, als sie sich endgültig getrennt hatten.

Trauerdrucksachen
fertigt schnell und preiswert an
Buchdruckerei H. Braun

nein! Ihren Mann

werden billiger

